



Erinnerungen von Tatjana Arkadjewna Moissejenko (Kusmina)

Wjatscheslaw Narskij ist Autor und Leiter des Projekts "Die lebendige Stimme des Sieges" sowie Mitglied des Verbandes der Moskauer Journalisten. Diese Erinnerungen wurden im Rahmen des Projekts "Die lebendige Stimme des Sieges" aufgezeichnet. Im Laufe von sechs Jahren haben wir Erinnerungen von Veteranen des Krieges aufgezeichnet: Frontsoldaten, Arbeitende aus dem Hinterland, Einwohner des belagerten Leningrad, ehemalige KZ-Häftlinge und Kinder des Krieges. Nach dem Interview halten wir den Kontakt, telefonieren, treffen uns, besuchen sie, laden sie zu unseren Veranstaltungen ein. Viele begleiten wir auf ihrem letzten Weg.

Facebook: <https://www.facebook.com/jivoygolospobedy/>

Vkontakte: <https://vk.com/jivoygolospobedy>

Übersetzung aus dem Russischen: Sophie Tempelhagen

Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte im Rahmen der Humanitären Geste der Bundesrepublik Deutschland zugunsten der heute noch lebenden Opfer der Leningrader Blockade. Das Projekt „Humanitäre Geste“ wird vom Deutsch-Russischen Begegnungszentrum St. Petersburg (drb) in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung St. Petersburg, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in St. Petersburg, der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH und dem JugendSozialwerk Nordhausen e.V. umgesetzt.

Ich wurde am 5. Juli 1938 in einer großen einträchtigen Familie in Leningrad geboren. Das Regiment in unserer Familie führte meine Großmutter. Sie hatte sechs Kinder: drei Töchter und drei Söhne. Zu Beginn des Krieges hatten alle ihre Kinder bereits eigene Familien und Kinder. Ich hatte sechs Cousins, ich war die siebte und jüngste.

Wir lebten sehr einträchtig, unsere Eltern arbeiteten und studierten. Mein Vater beendete im Jahr 1941 die Leningrader Akademie der bildenden Künste und schickte sich an, seine Diplomarbeit zum Thema "Kuibyschew an der Turkestanischen Front" anzufertigen. Er hatte bereits Leinwände, Hilfsrahmen, Farben und Pinsel erhalten, aber dann begann der Krieg. Mutter arbeitete damals als Technikerin und Architektin in Betrieben der Nahrungsmittelindustrie.

Gleich in den ersten Kriegstagen gingen 32 Leute aus Papas Abschlussklasse als Freiwillige an die Front. Papa fiel am 22. August 1941. Mama wurde mit 26 Jahren zur Witwe. Meine älteren Cousins und Onkel gingen an die Front und in unserer großen einträchtigen Familie verblieben nur noch Frauen und kleine Kinder.

Großmutter war von Beruf Ärztin, Frauenärztin und Hebamme. Sie nahm uns alle auf, schließlich behandelte sie uns auch alle. Als der Krieg begann, blieb sie zum Arbeiten in einem Hospital, das in einem Geburtshaus untergebracht wurde. Direkt zu Beginn der Blockade - ich glaube, das war am 19. September - war sie während einer sehr schweren Bombardierung bei Verwundeten. Eine Bombe traf den Luftschutzraum, in dem man die Verwundeten versteckt hatte. Großmutter wurde verwundet und erlitt eine Schädel-Hirn-Verletzung. Danach konnte sie nicht mehr arbeiten.

Meine Mutter und ihre ältere Schwester, Tante Tanja, arbeiteten abwechselnd in der Fabrik, in unterschiedlichen Schichten. Das machte man aus folgendem Grund: Falls eine von ihnen nicht überleben sollte, würde die andere mich aufziehen.

Für mich begann der Krieg nicht sofort, sondern allmählich. Und irgendwie fühlte ich das instinktiv: Ich begann, meine Verwandten zu verlieren.

Zuerst verließen wir unsere Datsche, die bei Gatschina gelegen war. Dann verschwand mein Kindermädchen. Es stellte sich heraus, dass sie direkt an die Arbeitsfront gekommen war und Schützengräben und Verteidigungslinien am Ufer der Luga aushob.

Danach verschwand plötzlich Papa für mich. Ich habe mir gemerkt, dass er in dem Moment, in dem er an die Front ging, bereits eine Feldbluse trug. Normalerweise war er immer mit einem Hemd bekleidet. Er hielt mich auf dem Arm und streichelte mich. Dann kam die Stunde, wo er gehen musste: Tante Tanja und Mama begleiteten ihn zum Bahnhof und ich wollte ihn gar nicht gehen lassen. Ich erinnere mich noch sehr gut, dass er versuchte, die Tür zu schließen, aber ich stellte die ganze Zeit mein Bein in die Tür, damit er nicht fortging, und ich weinte. Wahrscheinlich fühlte ich bereits, dass ich ihn zum letzten Mal sah.

Ende September begann der Hunger. Ich weiß noch sehr gut, warum man mir ein kleines Beutelchen um den Hals hängte: Darin waren drei Brotrinden, meine Daten und unsere Adresse. Falls ich verloren ginge und mich jemand fände, wäre ich nicht namenlos gewesen.

Großmutter arbeitete nicht im Gemüsegarten. Um uns aber irgendetwas zu essen zu geben, nahm sie Küken im Brutkasten, zog sie auf und gab uns Kindern zu essen. Während des Winters warf Großmutter nicht ein einziges Stückchen Brot weg. Wir hatten immer ein Beutelchen mit Brotresten. Die Stückchen wurden getrocknet und im Frühling und Sommer an die Küken verfüttert. In der ersten Zeit der Blockade half uns das sehr.

In Leningrad waren mehr als 45 000 Kinder verblieben. Es gab einen Befehl zur Evakuierung und wir wurden ohne Wenn und Aber in den Zug gesetzt. Allerdings fuhren wir nicht sehr weit. Ich wurde nach Tokssowo geschickt, das ist in der Nähe von Leningrad.

Ich erinnere mich gut an das zweistöckige Holzhaus, in dem wir während der Evakuierung lebten. Als Kind war ich sehr an mein Zuhause gewöhnt, darum hatte ich große Angst und weinte. Ich bekam Husten und man steckte mich in ein isoliertes Zimmer, aber da hatte ich nur noch mehr Angst.

Das Haus befand sich auf einem Berg, am Fuß des Berges aber war eine Schlucht. Und ich erinnere mich, dass ich irgendwie nach draußen durfte. Ich stand am Rand der Schlucht und

sah, wie unten Menschen in dunkelblauer Uniform Papiere verbrannten. Als ich größer wurde, erfuhr ich, dass diese dunkelblaue Uniform von den Mitarbeitern des NKWD getragen wurde: Das bedeutete, dass dort irgendwelche Archive verbrannt worden waren. Es war aber sehr beängstigend: Die brennenden Papiere flogen in alle Richtungen, Funken stoben.

Und irgendwie kam gänzlich unerwartet Tante Tanja und nahm mich schnell mit. Wir fuhren zurück, in Waggons, mit denen man früher Pferde transportiert hatte, es war darin sehr schmutzig und stank. Am nächsten Tag brachte man den gesamten Kindergarten zurück nach Leningrad. Dabei bombardierten die Deutschen schon die Züge, es gab die ersten Toten und Verletzten.

In Leningrad schickte man mich in den Kindergarten bei der Mikojan-Brotfabrik Nr. 12, wo Tante Tanja arbeitete. Den ganzen Krieg über produzierte diese Fabrik nur für die Front.

Es gab schwere Bombardierungen und man brachte uns in den Luftschutzraum. Einmal wurden die Türen des Luftschutzraums geöffnet und man sah, dass Wasser auf dem Boden war. Wir waren nicht richtig angezogen, es war ja noch September. Über den Boden verlegte man Stege, über die wir liefen, aber unsere Füßen brachen trotzdem durch die Bretter.

Ich erinnere mich, dass wir lange mit nassen Füßen auf den Pritschen saßen. Natürlich wurden alle Kinder krank, ich eingeschlossen.

Als ich krank war und nicht in den Kindergarten gehen konnte, nahm Tante Tanja mich mit in die Fabrik. Wenn Mama in ihrem Konstruktionsbüro arbeitete, nahm auch sie mich mit. Alle ihre Angestellten machten es genauso und so hatten wir unter ihren Schreibtischen einen Kindergarten.

Tante Tanja nahm mich mit, aber das bedeutete nicht, dass wir genug zu essen hatten. An jedem Bottich stand eine Wache mit Gewehren und einem Militärtrupp. Wegen 100 Gramm Brot konnte man an Ort und Stelle erschossen werden.

Als die Situation sich stark verschlechterte und man begann, alles, was essbar war, ins Brot zu mischen, brachte man große Packen Zellulose. Ich habe diese Packen gesehen: gewaltig, zottelig, und irgendwie ganz zerschlissen. In der Fabrik arbeiteten nur Frauen, die ihre gesamte Brotration ihren Kindern gaben. Sie stürzten sich auf diese Packen und aßen sich satt. Sechs von ihnen starben sofort. Wie Tante Tanja sich auch mühte, mich zu schützen, wie sie auch zu verhindern versuchte, dass ich das sah - ich sah es dennoch.

Später hatten wir in unserem Haus dann Tischlerleim. Wahrscheinlich hatten wir ihn immer, weil in unserem Hause Männer lebten, die alles mit ihren eigenen Händen bauten. Aber jetzt stand dieser Tischlerleim in Tellern auf dem Fensterbrett. Aus ihm hatte man etwas wie Kleister oder Sülze gemacht. Wenn Mama von der Arbeit kam, kniff sie die Augen zusammen und schluckte diesen Leim, nachdem sie vorsorglich Essig und Senf darüber gegossen hatte. Wir hatten absolut kein Essen, aber Essig und Senf waren uns irgendwie geblieben. Und Mama schluckte diese Sülze, ihre Brotration aber gab sie mir.

Einmal aber mussten wir allein zu Hause bleiben. Mein jüngster Cousin und ich saßen in der Küche: Sie galt als der sicherste Ort. In der Küche stand ein großer Herd mit Kacheln.

Auch wir, die Kleinsten, hatten unsere Arbeit. Mama, Tante Tanja und die anderen Frauen gingen in die Stepan-Rasin-Brauerei, die sich nicht weit von uns befand. Das Werk wurde durch Bomben zerstört und zu Anfang gab man uns auf Marken den Bodensatz aus den Bottichen. Als der alle war, gingen Mama und Tante Tanja zu den Trümmern, hoben die Dielen der zerstörten Werkshallen an und fanden dort Samenkörner: Malz, Linsen und Bohnen. Natürlich waren sie alle fast verbrannt, aber sie wurden trotzdem eingesammelt, nach Hause gebracht und von Walka [Koseform für Valentin, Anmerkung der Übersetzerin] und mir sortiert. Das, was man noch essen konnte, legten wir auf die eine Seite, die verbrannten Körner - auf die andere Seite.

Und einmal saßen wir dort allein und der Luftangriff begann. Wir Kinder reagierten irgendwie nur schwach auf die Bombardierung. Wir waren daran gewöhnt, dass Mama immer in der Nähe ist, darum hatten wir keine besondere Angst. Und plötzlich ein Schlag, alles bebte, die Fenster mitsamt der Rahmen flogen auf uns zu, auch die Türen, von oben rieselte der Putz herab, ein Teil der Ziegel kam herunter. Wir wurden verschüttet. Es war November, es war kalt und wir saßen in diesem Haufen und jammerten leise. Dann kam einer der Erwachsenen angelaufen und zog uns unter den Trümmern hervor. Am selben Tag kam ein Auto und Matrosen brachten uns in eine große Dreizimmerwohnung in der 5. Krasnoarmejskaja-Straße. In der Wohnung gab es Möbel und man stellte einen Kanonenofen für uns auf, den Abzug leitete man direkt durch das Fenster. Und so lebten wir dann. Weil es auf dem Boden sehr kalt war, schlief ich auf dem Flügel, denn das war höher, wärmer und alle meine Spielsachen und Bücher hatten dort Platz.

Großmutter hatte sich zu der Zeit schon erholt. Damit ich nicht nach Essen fragte oder quengelte, sang sie mit mir und brachte mir das Lesen bei. Deshalb konnte ich mit 4-5 Jahren schon gut lesen. Großmutter mochte das Lied "Suliko" sehr gern. Und so lag ich auf dem Flügel, Großmutter saß dahinter und wir sangen zu zweit.

Walka und ich machten so wie früher mit unserer Arbeit weiter. Und einmal sagte Valentin: "Warum hören wir denn das Alarmzeichen? Komm, wir wollen das nicht hören, sondern lieber unsere Ohren zustopfen." Und so verstopften wir uns die Ohren mit eben den Bohnen, die wir gerade sortierten. Einige Zeit später zog sich Walka die Bohnen aus den Ohren. Ich zog sie aus dem rechten Ohr heraus, aber aus dem linken konnte ich es nicht. Die Bohne war darin auseinandergebrochen und schwoll an. Ich begann, vor Schmerz zu schreien.

Dann kam Mama und holte aus uns die Wahrheit heraus über das, was geschehen war. Sie schnappte mich, wickelte mich in Tücher wie eine Puppe, setzte mich auf den Schlitten und brachte mich zum Hospital. Ich erinnere mich an diesen Weg: Eine Granate oder Bombe fliegt mit dem Geräusch "uh-uh-uh-uh", Mama stürzt in einen Torbogen, wartet ab und läuft danach zum nächsten Torbogen. So liefen wir bis zum Hospital.

Sie zogen mich aus den ganzen Sachen heraus und um mich herum sah ich Menschen, Männer, die weiße und graue Kittel trugen. Es waren Verwundete - bei dem einen war der Kopf verbunden, bei einem anderen der Arm, der nächste lief auf Krücken. Aus irgendeinem

Grund riefen sie alle: "Das Kind ist verwundet, das Kind ist verwundet". Währenddessen wurde ich in den Operationsraum gezogen. Mit Wasser aus einer großen Spritze wuschen sie mir diese Bohne aus dem Ohr. Ich saß auf einem hohen Stuhl und sah, dass jene Verwundeten die ganze Zeit durch die Tür hereinspäten.

Danach sagte man ihnen, dass sich das Kind auf diese Weise vor der Bombardierung und dem Luftalarm geschützt hatte. Mama trug mich auf dem Arm aus dem Operationsraum heraus. Vor mir war ein Onkelchen. Er kam mir sehr alt vor. Ich erinnere mich gut an seine schwarzen Bartstoppeln, über die eine Träne lief, und daran, dass er die ganze Zeit sagte: "Das Kind ist gar nicht verwundet, das Kind ist gar nicht verwundet!" Und alle lachten.

Dann kam ich zum ersten Mal mit dem Tod in Berührung. Mama und ich gingen über eine Brücke und bei der Brustwehr sah ich eine Frau liegen. Offenbar lag sie dort schon lange, denn sie war in ein leichtes Kattunkleid gekleidet, dessen Saum vom Wind gebauscht wurde. Ich fragte Mama: "Mama, warum liegt die Tante da? Ist sie müde?" Mama aber antwortete: "Nein, sie wurde von den Faschisten getötet." Danach sah ich diese Frau noch mehrere Tage lang dort liegen. Viele starben und man schaffte es nicht, ihre Leichen wegzuräumen.

Einmal gingen wir mit Mama über den Meschdunardny Prospekt. Es war Winter und sehr kalt, ich war komplett eingewickelt. Ich sah, wie vor uns ein Mann ging, der mit den Armen das Gleichgewicht hielt und die ganze Zeit redete. Menschen gingen auf ihn zu. Jemand nahm ihn am Arm und brachte ihn bis zu einem bestimmten Ort, danach trat ein anderer heran, nahm ihn am Ellbogen und brachte ihn bis zur Ecke. Als wir mit ihm auf einer Höhe waren, hörte ich seine Worte: "Bürger, lasst mich nicht umfallen. Bürger, lasst mich nicht umfallen."

Umfallen bedeutete den Tod. Nicht, weil dich niemand aufheben wollte, sondern deshalb, weil bei dem Versuch beide umfallen würden. Mama nahm ihn auch am Ellbogen und wir brachten ihn bis zu irgendeiner Gasse. Ich weiß nicht, wohin er ging. Vielleicht nach Hause oder zum Hospital. Vielleicht auch in die Fabrik, um seine letzte Granate herzustellen. Aber ich wollte sehr gern, dass er überlebt.

Später, als Erwachsene, begriff ich: Wenn wir Leningrader uns nicht gegenseitig am Ellbogen gehalten hätten, hätte Leningrad wohl nicht standgehalten.

So verlief meine Blockade. Wissen Sie, jeder von uns hat seine Blockade, aber bei allen ist es eine Blockade.

Im Jahr 1942 kam Mama plötzlich nach Hause und sagte, dass man sie zum Arbeiten zurück ans Institut schicken würde. Bis zu diesem Zeitpunkt war sie als Transportarbeiterin in irgendeiner Fabrik beschäftigt gewesen und hatte die fertige Produktion verladen. Zu ihr kamen Autos und Fuhrwerke und brachten die Fracht direkt an die vorderste Linie. Und jetzt hatte man sie abberufen und aufgefordert, ans Institut zurückzukehren - "Lenpischtschepromprojekt", wo Betriebe der Nahrungsgüterindustrie geplant wurden. Und im September 1942 schlug man ihnen vor, zerstörte Betriebe zu vermessen, um sie wieder aufzubauen.

1942, das Leben ist sehr schwer, es gibt nichts zu essen. Einmal fiel Mama per Zuweisung eine Verpackungsfabrik zu, wo Verpackungsmaterialien hergestellt wurden: Kisten aus Brettern (damals gab es ja kein Plastik). Mama ging mit einer Freundin in das Innere eines zerstörten Gebäudes auf dem Territorium der Fabrik. Und plötzlich sahen sie, dass auf den kaputten Kisten Hallimasche wuchsen.

Die Vermessungen vergaßen sie völlig. Mama zog ihre Bluse aus und bedeckte sich stattdessen mit einer Wattejacke. Aus der Bluse machte sie ein Säckchen und nahm so viele Hallimasche mit, wie sie konnte. Das rettete uns im Herbst 1942 im wahrsten Sinne des Wortes das Leben.

Ich erinnere mich daran, wie Mama von der Arbeit kam und sich auf den Hocker setzte, auf dem Rücken das Säckchen, das sie aus ihrer Bluse gemacht hatte. Großmutter nahm ihr das Säckchen ab und als sie die Hallimasche sah, erstarrte sie, denn zu diesem Moment hatten wir gar überhaupt kein Essen. Außerdem war noch eine Person zu unserer Familie hinzugekommen.

Und das kam so: Ich war krank und Großmutter ging nach ihrer Verwundung nicht mehr aus dem Haus. Deshalb begannen Mama und Tante Tanja jemanden zu suchen, der bei uns wohnen und helfen würde. Das machten viele so: Nachbarn taten sich zusammen, wohnten gemeinsam und teilten alles gerecht auf.

Einmal kam Tante Tanja nach Hause und sah auf dem Treppenabsatz zwischen den Etagen eine Frau. Sie fragte meine Tante: "Sagen Sie, sind Sie das, die einen Helfer suchen?" Meine Tante sagte: "Das bin ich." Die Frau sagte: "Hier ist mein Ausweis, sonst habe ich nichts. Meine Lebensmittelmarken hat mir meine Schwiegertochter abgenommen. Mein Sohn ist an der Front, sie haben zwei Kinder. Die Schwiegertochter sagte, dass ich schon alt bin, sie aber ihre Kinder retten muss. So hat sie mir meine Marken weggenommen und mich rausgeworfen. Wenn Sie mich bei sich aufnehmen, kann es sein, dass ich nicht überlebe, aber ich werde wenigstens irgendwie im Warmen sitzen. Und wenn nicht, Sie verstehen, dann werde ich nachts einfach erfrieren."

Und Tante Tanja nahm sie auf, einen völlig unbekanntem Menschen. Sie hieß Ljubow Petrowna Babajewa. Sie war um die 50 und wurde für uns wie zu einer Verwandten. Danach ging Tante Tanja mit ihr zur Wohnungsverwaltung, man stellte ihre Lebensmittelmarken für den nächsten Monat wieder her und sie blieb bei uns. Ljubow Petrowna wohnte bis zum Jahr 1950 bei uns, bis wir nach Moskau umzogen.

Sie war aus Luga kommen, ihre Tochter hatten die Nationalsozialisten nach Deutschland verschleppt. Ungefähr 1950 fanden wir diese Tochter, die aus einem Lager für Vertriebene zurückgekommen war, und erst da schickten wir Ljubow Petrowna zu ihr.

Ihr Sohn kam nach dem Krieg zurück, wollte aber nicht mehr mit seiner Frau zusammenleben: Er konnte sich nicht damit abfinden, dass sie seine Mutter in den sicheren Tod geschickt hatte. Er verstand natürlich, dass die Kinder gerettet werden mussten, aber das tat schließlich jeder auf seine Weise.

Und so hatte Mama die Pilze mitgebracht. Wir wuschen jeden Pilz, streichelten ihn, salzten ihn ein und danach gab man uns die Pilze einzeln, damit wir irgendetwas essen konnten.

Später ging es mir ganz schlecht und man brachte mich ins Krankenhaus. Mama suchte irgendwelches Essen zusammen - Kartoffeln, glaube ich - wickelte es in meine Jacke, brachte mich in das Krankenzimmer und legte mich hin. Sie musste zur Arbeit. Ich sprang vom Bett auf und begleitete sie. Aber als ich zurückkam, war das Paket mit dem Essen fort. Ich suchte überall, sogar unter dem Bett. Dann sah ich ein großes Rattenloch in der Ecke. In dem Moment also, wo ich zur Tür gerannt war, hatte es die Ratte fertiggebracht, mein Paket mit Essen zu schnappen und es in ihren Bau zu schleppen. Von dort lugte nur der angenagte Ärmel meiner Jacke hervor.

Am selben Tag brachte man ein Mädchen in meinem Alter, glatt geschoren und sehr mager. Sie drehte sich zur Wand, lag dort und schwieg. Ich aber hatte große Angst, ich wollte mit ihr sprechen und ging zu ihr hin. Sie schwieg. Dann kam eine Schwester. Es schien mir, dass sie ganz dick war, aber es stellte sich heraus, dass sie nur ihren Kittel über eine Wattejacke gezogen hatte. Sie berührte das Mädchen am Arm, am Bein, drehte es um - das Mädchen war tot.

Man behandelte mich eine Zeit lang und entließ mich aus dem Krankenhaus. Ich erinnere mich, dass es Anfang 1943 war, das Jahr, in dem die Blockade durchbrochen wurde, als Tante Tanja angerannt kam und zu Mama sagte: "Zieh dich schnell an, die Partisanen ziehen vorbei." Aus irgendeinem Grund war Mama sicher, dass Papa am Leben und bei den Partisanen sei. Sie nahmen mich mit und ich erinnere mich, dass die Partisanen auf Pferden ritten. Die Pferde waren struppig, mit Raureif in den Mähnen, und in den Wagen saßen Verwundete.

Wir trafen nur einen von Papas Freunden. Er hieß Pawel Boronkin, so ein ganz lockiger Mann mit Haaren, die ins Rote gingen. Und er erzählte dann, dass von allen Absolventen ihres Studienjahres nur er noch am Leben war. Er brachte Papas Dokumente und seine Uhr. Diese Uhr bewahre ich wie unsere Familienreliquie auf.

Pawel erzählte, dass Papa am 22. August 1941 umgekommen war. Er führte eine Kompanie zur Attacke und fiel als Erster. Begraben wurde er im Dorf Malenkowskaja bei Oranienbaum. Später, nach dem Krieg, konnte dieses Massengrab nicht gefunden werden. Deshalb steht in dem Buch mit den Namen der umgekommenen Leningrader, dass mein Papa am 22. August starb und nicht bekannt ist, wo er begraben wurde.

Am Gebäude der Akademie, wo mein Vater studiert hatte, gibt es eine Gedenktafel mit den Namen der gefallenen Studenten. Dort steht auch sein Name. Meine Tochter und ich waren dort, haben Blumen gebracht. Ich bemühe mich, regelmäßig dort zu sein.

Die Blockade hat natürlich bei uns allen Spuren in der Seele hinterlassen. Und wenn man uns sagt, dass wir uns angeblich an nichts erinnern, weil wir noch klein waren, dann ist das nicht wahr. Wenn in der Familie alles in Ordnung ist, wenn die Kinder satt und gut versorgt sind, dann erinnern sie sich an nichts, es geht ihnen einfach gut. Wenn aber Schrecken herrscht, großer Schrecken, dann erinnert ein Kind sich an alles.

Nachdem Mama erfahren hatte, dass Papa gefallen war, wurde sie krank - solche Auswirkungen hatte der Schmerz auf sie. Dennoch, sie hielt sich.

Im Jahr 1942 starb mein Cousin Ljowa, ein Neuntklässler. Er schrieb Gedichte, sprach gut Französisch und Polnisch. Als er noch Kraft hatte, arbeitete er bei den Hausbrigaden. Dort arbeiteten die älteren Schüler, die den Menschen halfen, zu überleben.

Die Stadt wurde in Parzellen eingeteilt und jeder Brigade wies man ein bestimmtes Territorium zu. Die Jugendlichen aus diesen Brigaden gingen durch die Häuser. Es kam vor, dass sie ein Haus betraten und sahen: Da liegt eine tote Mutter, daneben aber krabbelt ein Kind, das noch am Leben ist. Tausende solcher Kinder wurden von den Hausbrigaden gerettet. Mein Cousin aber konnte selbst nicht gerettet werden und starb 1942 an Dystrophie.

Ich erinnere mich, dass Ljowka nach der Schule zum Arbeiten in die Fabrik ging. Mein Cousin war sehr mager und mit 17 Jahren reichte seine Kraft wohl nicht aus. Einmal kam er nach der Arbeit zu uns. Mama sagte zu ihm: "Ach Ljowuschka, wir können dir nicht mal was zu essen geben." Er aber antwortete: "Sinotschka, ich brauche nichts zu essen, ich bin satt." Der Altersunterschied zwischen ihnen war nicht groß, deshalb nannten meine älteren Cousins Mama einfach beim Namen. Meine Mutter dachte, dass er vor Hunger den Verstand verloren hätte und fragte: "Ljowuschka, wo hast du denn gegessen?" Er antwortete: "Sinotschka, ich habe Hundesülze gegessen." Mama schaute ihn entsetzt an: "Ljowa!" Und ich erinnere mich, dass er sie ansah und sagte: "Sinotschka, das bedeutet, dass du nicht sehr hungrig bist." Das bedeutete die "Blockade": Es gab keine Katzen, keine Hunde, keine Tauben, keine Raben - niemanden.

Im Jahr 1943 fiel mein ältester Cousin Jura. Er hatte 1941 die Schule mit Auszeichnung beendet und war bereits am Schiffsbauinstitut eingeschrieben. Aber dann begann der Krieg und er ging an die Front.

Einmal gab man Tante Tanja Reis auf Lebensmittelmarken, Häckselgut. Die Portion passte in ein Taschentuch. Die Tante hatte irgendwo Melde gefunden. Sie brühte sie ab, kochte und briet sie und vermischte sie mit diesem Reis. Mir kam es vor, als hätte ich noch nie etwas Köstlicheres gegessen - so hungrig waren wir.

Zu Neujahr 1942 wurde in der Fabrik von Tante Tanja ein Fest veranstaltet: Es gab ein kleines Stück Brot, eine Tasse heißes Wasser und ein Stückchen Glukose. Sie hat eine gelbliche Farbe und ihr Geschmack ähnelt dem von Zucker, allerdings wackelt sie so wie Sülze. Ich hielt diese Untertasse, sie kam mir riesig vor. Das Stückchen aber schien mir sehr klein und ich schätzte ab, wie ich es essen sollte, damit noch etwas übrig blieb.

Im Jahr 1943 wurde im Süden ein kleiner Teil des Blockaderings durchbrochen und innerhalb von 17 Tagen bauten die Leningrader und die Wolchower eine Eisenbahnstrecke. Nur 17 Tage! Und es war so kalt, dass man die Eisenbahnschwellen einfach am Eis festfrieren ließ, es wurde nicht gegraben, weil das unmöglich war.

Es wurde ein ganz klein bisschen leichter. Sie gaben schon Brotrationen von 250 Gramm aus, später 300 Gramm. Das war aber ein solches Brot, das man heute gar nicht mehr Brot

nennen könnte. Zu einem Viertel bestand es aus Mehresten von sehr schlechter Qualität. Der Rest waren Vollkornstaub, Ölkuchen und Zellulose. Man kann daher unmöglich sagen, dass dieses Brot essbar war: Es war klebrig und wenn man es schnitt, blieb es am Messer hängen, dass man dann mit einem anderen Messer sauber machen musste. Aber man durfte um Himmels Willen kein einziges Krümelchen dieses Brots verlieren!

Im Januar 1944, als die Flakgeschütze begannen, ohne Unterlass zu feuern, sagten alle: "Das sind unsere Geschütze." So hat sich mir der Beginn der Aufhebung der Blockade eingeprägt. Als der Salut begann, strömten alle auf die Straße. Bei unserem Haus stand ein Onkel, mager, klein, mit einer Mütze mit hervorstehenden Ohren. Er hatte keine Kraft, konnte kaum stehen. Wahrscheinlich dachte er, dass er laut ruft, in Wirklichkeit aber flüsterte er nur: "Hurra! Ruhm unseren Kämpfern! Ruhm unseren Matrosen!"

Dann kam eine Nachricht von Mamas älterem Bruder, Onkel Borja - später, 1945, er war beim Sturm auf Berlin dabei. Und dann von ihrem mittleren Bruder, Onkel Jura. Es stellte sich heraus, dass er verwundet und in Gefangenschaft geraten war. Ihn rettete nur die Tatsache, dass unsere Vorfahren Deutsche aus dem Baltikum gewesen waren, weshalb er einen deutschen Nachnamen trug.

Vor Neujahr 1944 kamen meine Cousins aus der Evakuierung zurück. Zur Neujahrsfeier kamen alle zu uns. Onkel Jura und seine Frau hatten drei Kinder. Es klopfte an der Tür. Mama ging hin, um zu öffnen. Sie fragte: "Wer ist da?" Katherina, Onkel Juras Frau, antwortete: "Mein Mann und ich." Mama war empört: "Welcher Mann?" Wir dachten, Onkel Jura wäre schon nicht mehr am Leben. Sie sagte: "Mach mal die Tür auf und schau." Mama öffnete die Tür - auf der Schwelle stand Onkel Jura, ohne einen einzigen Zahn, grauhaarig, ohne Hemd, einen Militärmantel auf dem nackten Körper.

Ich erinnere mich gut, dass Großmutter an diesem Tag im Sessel unter dem Lautsprecher saß und dass wir uns über irgendetwas unterhielten. Plötzlich wurde sie unruhig: "Jura, Jura" - so wiederholte sie mehrfach seinen Namen. Ich sagte: "Oma, Onkel Jura ist tot." Und plötzlich kam Onkel Jura herein. Das also ist ein Mutterherz!

Onkel Jura also kam zurück. Später kehrte auch Mamas jüngster Bruder aus der Evakuierung zurück, er hatte dort in einem Konstruktorsbüro für Luftfahrt gearbeitet.

Am Tag des Sieges waren Großmutter und ich zu Hause. Das Radio lief laut und ich hörte: "Sieg!" Ich verstand nicht den ganzen Text, den Lewitan verlas, ich hörte nur das eine Wort heraus: "Sieg". Ich begann, Großmutter zuzusetzen: "Omi, Omi - Sieg!" Sie winkte mit der Hand ab: "Ach Tanjetschka, der Sieg ist noch weit." Ich sagte: "Oma, hör doch! Das ist der Sieg, sie haben es im Radio durchgegeben."

Sie stieg auf den Sessel, drehte das Radio lauter und hörte. Danach setzte sie sich und weinte. Ich habe sie den ganzen Krieg über nie weinen gesehen. Sie hatte den Ersten Weltkrieg erlebt, die Revolution, den Bürgerkrieg, den Finnischen Krieg - nie hatte sie geweint und es auch mir nicht gestattet. Und jetzt weinte sie und schluchzte laut. So erinnere ich mich an den Sieg.



Bei der Buchpräsentation. Wjatscheslaw Narskij mit Einwohnern des belagerten Leningrad. Von links nach rechts: N.A. Nesterowa, E.W. Smurogo, S.R. Suchorukow, S.I. Silwanskaja, T.A. Moissejenko.